

Werk

Titel: Lucrez und Darwin

Autor: May, Walther

Ort: Berlin

Jahr: 1917

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?34557155X_0005|log212

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Auch in dieser Hinsicht hat der psychologische Versuch wichtige Aufschlüsse ergeben, indem er uns Mittel kennen lehrte, die ohne jede Schädigung für einander eintreten, sich kombinieren lassen oder gegenseitig ablösen können.

Auf diese Weise hat die wissenschaftliche Forschung dem Arzt ausreichende Grundlagen geboten, um den erwünschten Erfolg ohne Schädigungen körperlichen und geistigen Befindens zu erreichen. Stellt aber der von uns betretene Weg tatsächlich den einzigen zu diesem Erfolge dar? Durchaus nicht. Es liegt uns auch völlig fern, einer extremen Schlafmittelbehandlung das Wort reden zu wollen; sie bildet nur ein Mittel, vor dem man im gegebenen Fall nicht zurückscheuen soll, dessen sparsamer Gebrauch aber von vornherein feststehen muß.

Der nächste und natürlichste Weg wird stets die Hygiene des Schlafes bleiben, die mit der allgemeinen Körper- und Geisteshygiene in innigstem Zusammenhang steht. Es ist hier nicht der Ort, einschlägige Fragen zu erörtern. Hervorgehoben muß aber werden, daß es im Vermögen eines jeden gesunden Menschen liegt, sich die wohltätigen Wirkungen des Schlafes dauernd zu sichern. Die Anpassungsfähigkeit des gesunden Individuums ist groß genug, um sich auf veränderte äußere Lebensbedingungen derart einzustellen, daß körperliche und seelische Funktionen ungeschädigt bleiben. Erst die Krankheit bringt eine Störung des Gleichgewichtes, und dann steht der Arzt vor der Frage, welches medikamentöse, physikalische oder diätetische Mittel zur Beseitigung der Störung angezeigt ist; der Kranke aber hat, wie die vorstehenden Ausführungen gezeigt haben dürften, Grund genug, sich auch einer medikamentösen Behandlung der Schlafstörungen durch den Arzt anzuvertrauen.

Lucrez und Darwin.

Von Prof. Dr. Walther May, Karlsruhe.

Kein anderes Werk des Altertums weist wohl so mannigfache Beziehungen zur Weltanschauung des Darwinismus auf wie das im ersten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung entstandene naturphilosophische Lehrgedicht des römischen Epikuräers *Titus Lucretius Carus* „Von der Natur der Dinge“. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, diesen Beziehungen einmal im einzelnen nachzugehen. Ich lege dabei die Übersetzung *Knebel*¹⁾ zugrunde, von der *Goethe* dereinst schrieb, daß sie uns ein Gefühl gebe, als wäre der Dichter uns näher verwandt geworden.

Gemeinsam ist dem römischen Naturphilosophen und dem Begründer der Deszendenztheorie zunächst das mechanistische Erklärungsprin-

zip. Gleich im ersten Buch seines Gedichtes drückt *Lucrez* den Grundgedanken des Mechanismus und seinen Gegensatz zur Teleologie in folgenden Versen aus:

„Denn in der Tat, mit Bedacht und wohlüberlegeter
Weise
Haben die Stoffe sich nicht in gehörige Ordnung
gefüget
Noch den Vertrag gemacht zu Bewegungen unter-
einander,
Sondern da viele davon, auf mancherlei Weise
verändert,
Im unendlichen All durch Stöße getrieben, sich banden,
Jegliche Art des Vereins und jede Bewegung versuchend,
Sind sie endlich dadurch in solcherlei Lage gekommen,
Durch die jetzo die Summe geschaffener Wesen
besteht.“

Hier ist das Prinzip des Mechanismus zur Erklärung der Welt im Großen angewendet. Aber *Lucrez* bezieht es auch speziell auf die Organisationsverhältnisse der Tiere. Er bekämpft die teleologische Ansicht, daß die einzelnen Organe des Tierkörpers ihrer Funktion wegen geschaffen worden seien, so das Auge zum Sehen, das Ohr zum Hören, die Beine zum Laufen, die Hände zum Greifen und die Zunge zum Sprechen:

„Suche vor allem dich nur dem irrigen Wahn zu
entziehen,
Dich sorgfältig vor ihm mit möglichem Fleiße zu wahren,
Daß du nicht wähest, es seien die glänzenden Lichte
der Augen
Dazu geschaffen, damit hinsehen wir können; auch
Bein und
Schenkel könnten, gestützt auf den untern Fuß, sich
nur deshalb
Beugen, um stattliche Schritte vorwärts zu setzen;
auch seien
Nur deswegen vereint mit der starken Schulter die
Arme
Und zu beiden Seiten als dienend die Hände gegeben,
Daß wir damit den Gebrauch der Lebensgeschäfte
verrichten.
Und was übrigens noch auf dergleichen Weise man
auslegt,
Ist im verkehrten Sinn und verdreht ein richtiges
Urteil:
Weil an dem Körper nichts des Gebrauches wegen
entstanden,
Sondern sich aus dem Entstandenen erst desselben
Gebrauch gibt.“

Mit ganz besonderer Entschiedenheit wendet sich *Lucrez* gegen die naive, lediglich den Nutzen des Menschen ins Auge fassende Teleologie:

„Ferner zu sagen, es sei dies herrliche Weltengebäude
Nur um der Menschen willen allein von den Göttern
geschaffen,
Solch preiswürdiges Werk sei also gebührend zu loben,
— — — — —
Übertreibungen solcherlei Art, mein Memmius, sind mir
Albern; wie könnte denn wohl den Unsterblichen,
Seligen etwas
Liegen an unserem Dank, daß unserthalben sie möchten
Irgend beginnen ein Werk?“

— — — — —
Und welch Übel wär es für uns, wenn nie wir
geschaffen ?

¹⁾ *T. Lucretius Carus*, Von der Natur der Dinge. Übersetzt von Karl Ludwig v. Knebel. Neu herausgegeben von Dr. Otto Güthling. Leipzig, Reclam, o. J.

Nur der Geborene mag so lange sich wünschen zu leben
Als die wonnige Lust ihn hält, wer aber zuvor nie Liebe zum Leben genoß, nie stand in der Lebenden Reihen,
Was verliert er dabei, wenn er niemals wurde geboren?“

Ferner erinnert der Dichter daran, welche ungeheueren Gebiete der Erde für den Menschen unbewohnbar sind: die von Tieren bewohnten Wälder, die Felsen, die ungeheueren Moräste, das Weltmeer und die durch die Glut der brennenden Sonne und den ewigen Eisfall verödeten Zonen. Er weist darauf hin, daß das, was der Mensch im Schweiß seines Angesichtes geschaffen hat, durch die Sonnenglut versengt, durch den Regen ersäuft, durch den starrenden Frost getötet oder durch des Windes Gewalt im tausenden Wirbel zerrissen wird. Und weiter fragt er, warum die Natur auf der Erde und im Meere reißen die Tiere zum Schaden des Menschen erzeuge und nährt, warum der Wechsel des Jahres uns tödliche Seuchen bringt, warum sich der Tod an Kinder und Säuglinge wagen darf und warum das Menschenkind so viel hilfloser geboren wird als das Vieh und das Wild:

„Siehe, das Knäblein, es liegt, bedürftig jeglicher Hilfe, Einem Gescheiterten gleich, den die Wut der Wellen heranwarf,
Nackt am Boden das Kind, nachdem an die Küsten des Lichtes
Durch die Wehen es erst aus dem Schoße die Mutter hervorbracht.
Traurig füllt es umher den Ort mit Wimmern, wie recht ist
Dem, dem im Leben annoch so manches der Übel bevorsteht.
Aber wie anders wächst das Vieh, die Herden, das Wild auf,
Kinderklappern bedürfen sie nicht, noch schmeichelder Ammen
Lallendes Kosen, auch nicht den Wechsel veränderter Kleidung
Nach der Wittrung des Jahrs, nicht brauchen sie Waffen noch Türme,
Um das Ihre zu schützen, denn alle versorget mit allem Reichlich die Erde selbst und Natur, die bildende Mutter.“

Während in den bis jetzt erwähnten Versen des *Lucrez* die allgemeinen Prinzipien angedeutet sind, nach denen er die Organismen beurteilt, legt er an anderen Stellen seine Ansichten über die Entstehung der Lebewesen im einzelnen dar. Der Grundgedanke ist, wie bei so vielen Philosophen des Altertums, das Hervorgehen der Pflanzen und Tiere durch Selbstzeugung aus der Erde. Zuerst entstanden die Pflanzen, die aus der neugeborenen Erde hervorsproßten wie Federn, Borsten und Haare aus den Leibern der Tiere. Später folgten die Tiere, die weder vom Himmel noch aus dem Meere stammen, sondern gleich den Pflanzen aus der Erde entsprossen sind:

„Denn nicht hat, wie mich dünkt, die Geschlechter lebender Wesen

Niedergelassen ein goldenes Seil vom Himmel zur Erde, Noch das Meer sie erzeugt, noch die felsanprallenden Wogen,
Sondern die Erde, die jetzt sie nährt, die hat sie geboren.“

Noch jetzt entstehen gewisse kleine Tiere auf diese Weise, wieviel mehr mußten daher in früheren Zeiten erzeugt werden, da die Erde noch den Trieb und die Kraft der Jugend besaß. Von den Tieren schlüpfen zuerst die Vögel aus den durch Urzeugung entstandenen Eiern, wie jetzt noch im Sommer die Heimchen freien Stückes die glattgerundeten Hüllen verlassen. Dann kamen die anderen Tiere aus gebärmutterartigen Bälgen hervor, die aus dem Erdboden hervorsproßten, wo sich nur irgendein geeigneter Ort fand. Gleichzeitig lenkte die Natur Röhren nach den Stellen, wo die Tiere entstanden, und zwang die Erde, aus ihren geöffneten Adern einen milchartigen Saft zu ergießen, der den jungen Tieren zur Nahrung diente. So reichte die Erde dem Kinde die Speise, die Wärme das Kleid und der sanft aufschwellende Rasen das weiche Bett.

Unter den auf diese Weise durch Selbstzeugung entstandenen ersten Geschöpfen befanden sich auch verschiedene Arten von seltsam geformten Mißgeburten, Wesen mit doppeltem Geschlecht, Stumme und Blinde, Fuß- und Handlose und solche, die mit ganzem Leibe fest aneinander gewachsen waren. Diese Ungeheuer erzeugte die Erde aber umsonst, die Natur scheute ihre Vermehrung, und sie konnten die gewünschte Blüte des Alters nicht erreichen, sich keine Nahrung verschaffen und sich nicht in Werken der Liebe vereinigen. Nur diejenigen Formen, die irgendwelche günstigen Eigenschaften besaßen, konnten sich behaupten:

„Mehrere Arten demnach der Lebenden mußten schon damals,
Nicht zur Vermehrung geschickt, sich ganz von der Erde verlieren.
Denn die wir jetzt noch sehen der belebenden Lüfte genießen,
Diese schützt und erhielt, seit erster Entstehung derselben,
List und Stärke zum Teil, zum Teil das Vermögen zu fliehen:
Mehrere nahmen wir auch, die sich anempfohlen durch Nutzen,
Willig in unseren Schutz und brachten sie fort auf die Zukunft.“

— — — — —
Aber welchen von ihnen es selbst versagt die Natur hat, Teils zu erhalten sich selbst, teils Nutzen zu schaffen dem Menschen,
Wessenwillen wir Schutz und Nahrung ihnen gewähren, Diese lagen nun da als Raub und als Beute der andern, Eingeschlungen ins Netz vom eigenen bösen Verhängnis, Bis die Natur zuletzt die Gattungen gänzlich vertilgt hat.“

In diesen Versen entwickelt *Lucrez* mit großer Klarheit das empedokleisch-darwinistische Prinzip der Naturlauslese durch den Kampf ums Dasein, ohne es jedoch wie *Darwin* zur Erklärung der Ent-

stehung neuer organischer Formen zu benutzen. Ein Hervorgehen einer Tierart aus einer anderen lehrt *Lucrez* nicht, er betont vielmehr die Unveränderlichkeit der Arten, wenn er schreibt:

„Endlich, indem die Natur die Grenzen des Lebens und Wachstums Jedem nach Art bestimmt und unverbrüchlich ihr Bund steht,

Was ein jegliches kann, was nicht erreichen es könne, Nichts sich verändert, ja alles durchaus sein Wesen so festhält,

Daß die Vögel sogar in den eigenen Gattungen immer Ebendieselben Farben auf ihrem Gefieder uns zeigen: So erhellet daraus, daß ein unvergänglicher Grundstoff Untergeleget sei.“

Aber wenn *Lucrez* auch den eigentlichen Deszendenzgedanken noch nicht verkündet, so nähert er sich doch unseren heutigen Vorstellungen in vieler Hinsicht mehr als irgendein anderer Schriftsteller des Altertums. Ganz besonders gilt dies von seinen Ausführungen über die Entwicklung des Menschengeschlechtes. *Lucrez* nimmt zwar keinen wirklich tierischen Ursprung des Menschen an, aber doch ein Emporringen aus niederen, dem Tiere nahestehenden Formen. Das Menschengeschlecht der Urzeit war seiner Lehre nach härterer Natur als das heutige, hatte gewaltige Knochen und starke Sehnen und war abgehärtet gegen Frost, Hitze und ungewohnte Nahrung. Der Urmensch lebte dahin wie die Tiere des Feldes, in Wäldern und Höhlen, ohne Ackerbau, ohne Gesetz und Sitte:

„Da war keiner annoch des Pfluges rüstiger Lenker, Keiner verstand mit Eisen zu lockern die müßigen Äcker,

Oder das zarte Reis in den Schoß der Erde zu senken, Oder den morschen Ast dem Baum mit der Hippe zu nehmen.

Was die Sonn und der Regen verlieh, freiwillig die Erde

Vorbracht, war ein Geschenk, das reichlich genügte dem Herzen.

— — — — —
Noch verstanden sie nicht zu behandeln die Dinge mit Feuer,

Nicht der Felle Gebrauch noch in Raub sich zu kleiden der Tiere,

Sondern bewohnten die Haine, die Wälder und Höhlen der Berge,

Bargen unter Gesträuch die schmutzigen Glieder, gezwungen

Sich vor Regen und Wut der stürmenden Winde zu schützen.

Auf das gemeinsame Wohl ward keine Sorge gerichtet, Sitten kannten sie nicht, auch nicht den Gebrauch der Gesetze.

Was der Zufall jeglichem gab, das nahm er zum Raub hin,

Jeder nach seinem Trieb nur besorgt für Leben und Wohlsein.“

Erst allmählich lernten die Menschen, Hütten zu bauen, Felder zu bestellen, Kleider zu fertigen und Feuer zu benutzen. Sie taten sich zu Familien zusammen und wurden milderer Sinnes: „Nachher als sie sich Hütten verschafft und Feuer und Felle,

Und mit dem Manne das Weib begann zusammen-zuwohnen,

Als die ergötzliche Frucht der keuschen Ehen erkannt ward

Im gesonderten Liebesverein und man Kinder erblühen sah,

Da erst nahm das Menschengeschlecht die weichere Bildung.“

Jetzt entstand auch das Bedürfnis der Sprache. Die Natur zwang den Menschen, mannigfache Laute auszustoßen, das Bedürfnis erpreßte der Dinge Benamung. Es erscheint dies dem Dichter nicht wunderbar, denn selbst die Tiere bringen, obgleich sie von Natur stumm sind, bei Furcht, Schmerz und Freude verschiedene Laute hervor: „Rümpft der molossische Bracke die weichen, banges-

den Lezzen,

Wenn man ihn reizt, und knurrt und zeigt die entblößeten Zähne,

Dann ist anders der Laut, womit sein fletschender Grimm droht,

Als wenn mit lautem Gebell er ringsher alles erfüllet. Doch wenn die Jungen er nun mit schmeichelnder Zunge belecket,

Sie mit den Pfoten kollert, mit zärtlichen Bissen sie anfällt,

Und mit behutsamem Zahn gleichsam zu verschlingen sie scheineth,

Gleicht bei weitem dann nicht sein schmeichelndes spielendes Klaffen

Jenem, wenn eingesperrt er das Haus durchheulet, noch wenn er

Winselnd den Schlägen entflieht, mit eingezogenem Rücken.

Und dann scheineth nicht auch verschieden das Wiehern der Rosse,

Wenn der blühende Hengst voll Jugendkraft im Gestüte

Tobt, vom Sporne gereizt des flügelbeschwingeten Gottes;

Oder zu anderer Zeit aufwiehert mit zitternden Gliedern

Und zum Kampfe bereit durch die Nüstern schnaubet und aufbraust?

Endlich verschiedene Arten der Vögel, des bunten Geflügels,

Habicht, Adler und Möven, die wohnen auf Wogen des Meeres,

Und auf der salzigen Flut sich Nahrung suchen und leben,

Geben von sich zu anderer Zeit ganz andere Stimmen. Als wenn sie zanken um Raub und sich um die Nahrung bekämpfen.

Teils verändern sie auch mit dem Wetter ihr rauhes Gekrächze,

Wie das bejahrte Krähengeschlecht und die Schwärme der Raben:

Alsdann sagt man von ihnen, sie forderten Wasser und Regen,

Riefen zuweilen mit ihrem Geschrei die Winde und Stürme.“

In diesen Versen offenbart sich uns *Lucrez* als scharfer Naturbeobachter, der den Regungen der Tierseele mit Verständnis gefolgt ist. Was er sodann noch über die Erfindung des Feuers und der Kochkunst, die Gründung der Städte, die Entstehung der Religion, die Gewinnung und den Gebrauch der Metalle, die Entwicklung der